

Wilhelm BLÜMER, Interpretation archaischer Dichtung. Die mythologischen Partien der Erga Hesiods – Bd. 1: Die Voraussetzungen: Autoren, Texte und homerische Fragen, 285 S.; Bd. 2: Wahrheit und Dichtung: Die Verse 1-105, Bibliographie, 395 S., Münster 2001.

Ein Werk, das beim Leser nicht unbedingt Wohlbehagen auslöst. Es gilt, sich auf allerhand Überraschungen wie Unbequemlichkeiten einzustellen: Blümers Arbeit, hervorgegangen aus einer an der Philosophischen Fakultät der Universität Münster 1999/2000 eingereichten Habilitationsschrift, intoniert ihre Botschaft durchgehend im Gestus des „understatement“ – und intendiert doch weit mehr. Das äußerst umfängliche Werk (zwei Bände von zusammen 680 engbedruckten Seiten) versteht sich zwar „gewissermaßen nur (als) eine Vorarbeit zu einer Gesamtinterpretation Hesiods“ (I, S. 117), insofern als für den hier betriebenen Ansatz lediglich die mythologischen Partien der Erga (vss. 1-105) im Mittelpunkt stehen, hat aber sehr viel weiterreichende Ambitionen als nur die Interpretation eines Textsegmentes. Vielmehr möchte der Verf. Grundsätzliches zum Verständnis archaischer Dichtung beisteuern, das geeignet sei, „... ein neues Bild Hesiods und damit ein neues Bild der frühgriechischen Dichtung ...“ (II, S. 231) erstehen zu lassen. In der Sache sollen nach Bl.s Absicht folgende literaturgeschichtlichen Perspektivachsen neu gezogen werden:

- 1) Der bislang fast ausnahmslos akzeptierte Ansatz, der von einer zeitlichen Priorität von Homers Dichtungen – zumindest der Ilias, in der Regel aber auch der Odyssee – vor Hesiod ausgeht, ist umzukehren.¹ Nicht Homer, sondern Hesiod mit seiner *Theogonie* und den *Erga* bildet den Anfang der griechischen Literatur, ihn muß man „als den ersten Dichter des Abendlandes ansehen“ (I, S. 226).
- 2) Diese singuläre Spitzenstellung macht es nach Bl. methodisch unmöglich, ein Verständnis Hesiods aus – notwendigerweise späteren, wie z.B. homerischen – Textparallelen zu gewinnen. Solche seien nur insofern relevant, als sie zeigten, daß Hesiod im Original etwas ganz anderes gemeint habe und die späteren Gestalter ihn mißverstanden haben. Insofern muß natürlich besonders alles Homerische als Deutungshilfe Hesiods oder gar als seine Vorlage irrelevant werden (II, S. 229). Wo immer man literarische Einflüsse

¹ Bl. folgt damit dem vielfach für diese Überzeugung gescholtenen Franz Dornseiff.

ansetzen wolle, ginge das nur unter der Prämisse der Priorität Hesiods an.

- 3) Entgegen dem lange Zeit vorherrschenden Bild, das in Hesiods Werk aufgrund allfällig bekannter Inkonsistenzen und Disparitäten ein mehr oder minder geordnetes Konglomerat verschiedenartiger Stoffe und Bauelemente erblickte, dessen Eigenart und Genese man nach verschiedenen methodischen Ansätzen zu erklären suchte – günstigenfalls zurückgeführt auf ein defizientes Ordnungs- und Formvermögen des verschrobene(n) Bauerndichters, wofern man nicht das Ganze entsprechend der Homeranalyse in Einzelstücke verschiedenartigster Herkunft auseinandersezierte –, sieht der Verf. bei Hesiod das Schaffen eines Dichters, das zwar von eigenartiger Originalität, aber gleichwohl von geschlossener Einheitlichkeit des Gedankens geprägt ist. Somit verschränkt sich mit der zeitlichen Voranstellung Hesiods der Versuch einer qualitativen Aufwertung seiner Dichtkunst.

Gerade was den letzten Punkt angeht, wäre es gut gewesen, wenn sich der Verf. über die methodischen Voraussetzungen seines Vorhabens klarer Rechenschaft abgelegt hätte. Denn nur darauf abzuheben, man wolle eine „unvoreingenommene Interpretation“ (I, S. 22) in „Einfachheit und Schlichtheit“ geben, bedeutet nicht unbedingt, daß man sich über die Implikationen des eigenen Vorgehens ganz klar wäre. So bleibt zu konstatieren, daß der Verf. als Prämisse seiner Deutung durchwegs – ohne dies näher zu substantiieren – die Vorstellung einer in den Dichtungen Hesiods vorfindlichen Einheit in der Gedankenführung zugrundelegt, um dann den zu interpretierenden Text so lange von Sinnstörungen in der Form angeblicher Interpolationen zu purgieren, bis er dieser Prämisse genügt. So bleibt der Verdacht, daß der Verf. – wiewohl er viele der von ihm angefochtenen Forschungspositionen der Zirkularität zieht – auch hiervon nicht frei ist und letztlich einen nach einem sekundären, weil neuzeitlichen Rationalitätspostulat idealisierten Hesiod konstruiert.

In der Durchführung kann das Werk durch Akribie, einen inständigen, bedächtigen Argumentationsduktus und eine wohltuende Unabhängigkeit im Urteil beeindrucken. Aber es ist keine leichtverdauliche Kost, die Lektüre erfordert ein enormes Maß an Geduld und Stehvermögen. Der Verf. zwingt den Leser permanent zu diskursivem Mitdenken vielfältiger Beweisgänge, wobei sich allerdings ein gewisser Abnutzungseffekt dadurch ergibt, daß die Faktengrundlage, mit der jeweils hantiert wird, weitgehend dieselbe bleibt. Dabei

läßt sich das verlangsamte Tempo, in dem das Buch insgesamt gehalten ist, mit dem geduldigen Bemühen des Verf.s erklären, die unverkennbare Überzeugtheit von der eigenen Sache dem Leser zu übermitteln, wenngleich nicht übersehen werden sollte, daß sich viele Probleme dem kritischen Leser am Ende noch genauso stellen werden.

Der erste Band ist zur Gänze den Problemen gewidmet, die sich aus der forschungsgeschichtlichen Verbindung von Homer- und Hesiodphilologie ergeben und zur weithin akzeptierten Voranstellung Homers vor Hesiod geführt haben. Weil er insbesondere Hesiod gegen alle Deutungsvarianten in Schutz nehmen will, die seiner auszeichnenden Anerkennung als Originalgenie abträglich sein könnten, führt der Verf. eine stoßmächtige und im einzelnen sehr scharfsinnige Auseinandersetzung nicht nur mit der „oral-poetry“, sondern vor allem mit der in ihrem Gefolge entstandenen „Evolutionstheorie“ von G. Nagy und seiner Schule – geht doch deren Hauptansatz davon aus, daß die literarischen Texte der frühgriechischen Dichtung (neben Homer auch Hesiod, Theognis und Pindar) nicht mehr als einmalige Schöpfungen eines individuellen Autors angesehen werden können, sondern als Ausformungen von „Traditionen“, wie sie sich in der wechselnden Abfolge zahlreicher, dieselben Dichtungsstoffe im mündlichen Vortrag stets neu komponierender Sänger (*composition in performance*) ergäben. Die exuberante Vorführung dieser Theorie begründet Bl. damit, daß in ihr unabsehbare Gefahren für eine akzeptable Textinterpretation lägen, die in der europäischen Philologie längst nicht erkannt seien (I, S. 27).² Aber nach der Lektüre der ausufernden, im einzelnen freilich schlagenden Widerlegungen von Nagy's Theoriegebäude (S. 28-72 zur Applizierbarkeit auf Homer; S. 73-91 auf Hesiod) fragt man sich, ob diese Bedrohung überhaupt ernstlich bestehen kann, und es sich nicht vielmehr um einen proteischen Auswuchs postmoderner Beliebigkeit handelt, der übrigens im angelsächsischen Raum zwischenzeitlich genügend Widerspruch gefunden hat. Anstatt sich immer wieder auf letzthin ermüdende, da zu extensiv vorgeführte Einzelfallauseinandersetzungen mit Nagy einzulassen³ und hierbei gewissermaßen offene Türen einzurennen, hätte es der Sache sicherlich mehr gedient, den Blick allein auf deren methodische Unzulänglichkeit zu konzentrieren. Die durchaus richtige Quintessenz, die Bl. hierbei als eigene Deutungsma-

² Überzogen der Hinweis auf die vorgebliche Tragweite, die jene Theorie angenommen und ihre Schatten auf die neuere Hesiodforschung habe werfen lassen, seit sie in Lambertons Hesiodbuch (New Haven/London 1988) Eingang gefunden habe (I, S. 88).

³ Wodurch Bl. (I, S. 48) dann unnötigerweise sich selbst in Bedrängnis bringt, so bei seinem Bemühen, den inhaltlichen Zusammenhang zwischen Il. IX 413 und XVIII 121 aufzulösen. In der Sache hat Nagy hier sogar recht, nicht aber in den Folgerungen für seine Methodik. S. 49 dann das Problem wieder richtig gesehen.

xime schlußfolgert, es gelte gleichermaßen die traditionsgegebenen Elemente mündlichen Dichtens wie die individuelle Kunst des Dichters zu berücksichtigen, ließe sich auch bündiger herleiten. Doch nimmt man die in diesem Umfeld vom Verf. entwickelte Überzeugung gerne zur Kenntnis, nämlich daß im Falle der hesiodeischen (wie auch der homerischen) Dichtung von dem Schaffen einer als Individuum wirkenden Dichterpersönlichkeit auszugehen ist, die ihr Werk nach eigenen Intentionen gestaltet und zu Lebzeiten in eine feste Textform gebracht hat.

Sind die auf dieser Basis entwickelten Fragestellungen, ob Theogonie wie Erga vom selben Autor Hesiod stammen und in welchem chronologischen Verhältnis die Theogonie zu den Erga steht (I, S. 93-106), eher unproblematisch zu beantworten, so gilt dies gerade nicht für die Frage nach der Priorität zwischen Homer und Hesiod. Denn in diesem Abschnitt, der den größten Teil des ersten Bandes einnimmt (S. 107-260), entfaltet der Verf. ein Szenario, das Hesiod „als herausragenden Repräsentanten“ des westionisch-euböischen Kulturkreises als den früheren, „Homer dagegen eher als den großen Erben dieser Kultur“ (I, S. 226) als später erweisen soll. Doch vieles aus der reichen Fülle des Materials scheint in der Auslegung zu sehr gepresst zu sein, als daß es dieses Resultat adäquat stützen könnte. So wird zwar dafür plädiert, die Prioritätsfrage sei nicht anhand eines Vergleiches einzelner Verse bzw. Versreihen zueinander zu entscheiden (I, S. 124), sondern insgesamt am Gesamtwerk zu überlegen, aber gerade diesen Versuch bleibt der Verf. dann doch schuldig; ebenso wird die Aussagekraft sprachstatistischer Untersuchungen bestritten wie auch die geistesgeschichtliche Perspektive als ungeeignet abgetan, um die genannte Frage zur Entscheidung zu bringen. Der Verf. läßt also das Feld der philologischen Methoden – da für sein Vorhaben zu unergiebig (oder zu verfänglich?) – hinter sich, um seine These gänzlich von archäologischen und historischen Erkenntnissen her zu stützen. Er versucht dabei vor allem die von archäologischer Seite fundierte Einschätzung, wonach in spätgeometrischer Zeit der westionisch-euböische Bereich dem ostionischen kulturell voraus gewesen sei, für die biographische Priorität Hesiods nutzbar zu machen. Hierbei führt er den Leser in solch intrikate Verstrickungen wie die Frage, in welcher Weise der – ohnehin nur schemenhaft zu datierende – lelantische Krieg (und die damit in Verbindung gebrachten Leichenspiele für Amphidamas) Relevanz für die chronologische Verortung Hesiods und Homers besitzen könne. Dabei wird man auch das Argument, bei Hesiod sei im Gegensatz zu Homer eine ältere Stufe der Delphi-Religiosität zu fassen, nicht notwendig als Indiz für ein biographisches Früher, sondern allenfalls für ein auf eine ältere Kulturstufe gerichtetes Interesse (wie es in der Theogonie der Sache nach ohnehin nahe liegt) gelten lassen können, wie etwa auch das Beispiel der aischyleischen Eu-

meniden lehren dürfte. Und wenn am Ende, nur um eine von Homer unabhängige Erklärung der Inschrift auf dem berühmten Nestorbecher geben zu können, eine angeblich westionische voriliadische Nestorepik erhalten muß, so zeigt sich auch hier, mit wie vielen Fragezeichen diese Ausführungen zu versehen sind.

Es verschafft Erleichterung, daß der Verf. die Akzeptanz seiner bisherigen Resultate nicht notwendig zur Bedingung für die Lektüre des zweiten Bandes, der sich die Aufgabe einer „durchgehenden philologischen Betrachtung“ (II, S. 4) wesentlicher Ergapartien stellt, gemacht hat. Hier geht es zunächst in einigen kleineren Untersuchungen um Fragen der lebensweltlichen Relevanz wie, ob Hesiods Dichtung tatsächlich aus dem realen Hintergrund eines Prozesses gegen seinen Bruder Perses erwachsen ist, oder welche soziale Gruppierung unter den βασιλῆες zu verstehen ist (II, S. 5-17), wobei die Resultate natürlich dem Fiktionalität erfordernden Ansatz der „Evolutionstheorie“ konträr zuwiderlaufen und auf eine unmittelbar auf den einzelnen zu beziehende didaktische Botschaft abheben. Wesentliche Bedeutung kommt dabei der Auslegung der Junktur ῥεῖα δὲ τ' ἰθύνει σκόλιον (vs. 7) zu, welche Bl. im Anschluß an M.L. West auf ein personales Objekt deutet („den Gebeugten richtet er [scil. Zeus] auf“) und in den Kontext einer Autorisierung der διδασχὴ durch Zeus selbst stellt.

Hier kündigt sich erstmals ein Deutungsmuster an, das Bl. fortan zentral in den Mittelpunkt rücken wird: Sachlich-inhaltliche Diskrepanzen zwischen der Theogonie und den Erga seien weder Ausdruck dichterischen Unvermögens noch auf irgendgeartete Fährnisse im Zuge der Überlieferung zurückzuführen, sondern könnten als bewußte Veränderung (*correctio*) von Botschaften der Theogonie in den Erga sinnvoll ausgedeutet werden. Insofern entspringe die Gestalt dieser Dichtung dem Anliegen eines seine Absichten genau abwägenden Geistes. Erstaunlicherweise aber deutet der Verf. die Möglichkeit, dieses Phänomen in einer inter- bzw. transtextuellen Perspektive zu verorten, mit keinem Wort an, sondern begnügt sich mit der unkommentierten Anwendung einer letztlich positivistischen Hermeneutik.

Das Vorliegen einer solchen *correctio* wird einmal für den sog. Hekatehymnos der Theogonie (vss. 411-452) plausibilisiert, der im Ergaproömium in unübersehbaren sprachlichen und inhaltlichen Reminiszenzen aufscheint, nun allerdings nicht mehr auf Hekate als Macht des Zufalls, sondern auf Zeus bezogen. Für Bl. hat Hesiod damit den Schritt von einem Weltbild, in dem das Geschick des einzelnen vom Zufall bestimmt sei, hin zu einer Auffassung getan, wonach das Geschick entsprechend dem eigenen Wohlverhalten von Zeus verlie-

hen werde (II, S. 32). Der hermeneutische Schlüssel auktorialer *correctio*, der im Fall des alten Problems um die Hekatepartie (bis hin zu Jacobys Athetese) befreiend wirkt, ist natürlich umso leichter auf den Fall der zwei ἔριδες in den Erga anwendbar, als Hesiod hier *expressis verbis* auf eine Abänderung seiner diesbezüglichen Ausführungen in der Theogonie abhebt (II, S. 35-50).⁴ Allerdings greift der Verf. hier mit Interpolationsverdächtigungen und hieraus resultierenden Athetesen (so der vss. 25 u. 26 in der Nachfolge Kirchhoffs) zu einem nicht unbedenklichen Mittel, dessen er sich fortan immer häufiger bedienen wird, um Stimmigkeit im Sinne seiner Grundthese herzustellen. Methodisch verbirgt sich hierhinter ein deutlicher Reduktionismus, der Grenzen der Verstehbarkeit des Gegenstandes entsprechend dem eigenen Vorverständnis konturiert.

Besonders augenfällig wird diese Vorgehensweise in den zentralen Interpretationspartien des zweiten Bandes, worin die Prometheusgeschichten in der Theogonie (S. 55-137) und den Erga (S. 137-200) zueinander in Beziehung gesetzt werden. Wiederum erklärt der Verf. die Inkompatibilität der beiden Versionen nicht aus unterschiedlicher Quellenabhängigkeit, sondern aus bewußt geänderter Darstellungsintention. Doch um hier die gewünschte Glätte zu erreichen, sind erst viele Hindernisse zu beseitigen, deren Entstehung Bl. beredt durch ein antikes Bedürfnis, die Fassungen der Erga und der Theogonie zu harmonisieren, zu erklären weiß. Seine Rekonstruktion der angeblich authentischen Fassung geht freilich mit allerhand Kühnheiten vonstatten, die mit dem von ihm vertretenen Anspruch auf Textkonservativismus nicht leicht zu vereinen ist. Mag man es noch hingehen lassen, daß die Figur des Epimetheus in die Theogonie nachträglich hineingebracht ist, so wird man doch Zweifel hegen, ob die ganze Heraklesepisode über die Befreiung des Prometheus (vss. 523-533) entbehrlich ist, denn dies bedeutete nicht weniger als daß Hesiod in der Theogonie seinen Zeus als vollkommen unnachgiebigen und grausamen Götterherrscher gezeichnet hätte. Und man wird sich auch fragen müssen, ob die Interpolatoren tatsächlich so blind waren, daß sie einen nach diesen Annahmen so klar aus sich verständlichen Text in übelster Weise verunstalteten. Nicht zustimmen kann man der gezwungenen Deutung, die Bl. im Zusammenhang mit seiner Athetese von vs. 553 vorschlägt, wobei er die Relevanz der Menschen in der Partie zurückdrängen möchte. Soll die ganze Konsequenz aus dem Opferbetrug nur darin bestanden haben, daß „Zeus ahnte“ (κακὰ δ' ὄσσετο θυμῷ), aus Prometheus' List würden Nachteile für ihn selbst

⁴ Obwohl sich der Verf. letztlich dazu ausschweigt, wird man doch unschwer vermuten dürfen, daß seine für die Erga maßgebliche Hermeneutik insgesamt ihren Ursprung in dieser Passage über die ἔριδες hat.

erwachsen, insofern den Göttern fortan nur weiße Knochen geopfert werden? Man möchte meinen, Zeus hätte das jederzeit ändern können, selbst wenn er die Täuschung hier bewußt in Kauf nimmt. Und auf der anderen Seite treten mit der Schickung der Urfrau wieder die Menschen zu deutlich in den Vordergrund, als daß sie nur Schachfiguren in den Spiel zwischen Zeus und Prometheus sein könnten. So sehr man Bl.s These, hier gehe es primär um die Zeus-Prometheus-Kontroverse, zustimmen mag, wird man zumindest seine Konsequenz, welche eine Bedeutung dieses Passus für eine Kulturaitiologie (gegen Marg und West) äußerst nachrangig ansetzt, nicht unkritisch betrachten dürfen.

Doch für das weitere Vorhaben, die Prometheuspartie der Erga unter veränderten Vorzeichen kontrastiv gegen die Theogonie zu lesen, ist eine solche Pointierung allemal erhellend. Denn hier handelt es sich nach Bl. nicht um eine Nacherzählung der Theogonievariante, sondern um eine „Umgestaltung“ mit Blick auf die ältere Darstellung. Die wesentliche Veränderung liegt zum einen in einer Verschiebung der Perspektive von Prometheus und dem Opferbetrug als Quelle seiner Strafe hin auf die Menschheit und den Feuerdiebstahl als Quelle ihrer Bestrafung durch eine leidvolle Lebenssituation (Nahrungsentzug, Zwang zur Arbeit, Pandora), sodann in einer Allegorisierung (was Bl. allerdings nicht so benennt) der Pandora. Denn hierunter ist, wie der Verf. im Anschluß an Neitzel darlegt, nicht mehr die Urfrau, sondern die „personifizierte Bosheit“ zu verstehen (S. 153ff.). Es handelt sich also in erster Linie darum, die mythologischen Partien unter einen ethisch-didaktischen Blickpunkt zu rücken. Im einzelnen ergeben sich freilich mehrere Probleme, die Bl. nicht zufriedenstellend löst. So wird man seinen Deutungen des mythologischen Personals, das an der Ausstaffierung der Pandora beteiligt ist und dessen Auslegung er in zwanghafter Eindimensionalität aus der Theogonie ableitet, in wichtigen Punkten nicht zustimmen können. Denn nach Bl. stehen all diese Mächte für eine gänzlich unverfängliche positive Werteskala (Glück, Rechtlichkeit, Gedeihen), wohingegen er das Verführerische und Betörende, das diesen Figuren zweifelsohne eignet und das natürlich in Pandora als dem Produkt dieser Mächte präsent ist, außer acht läßt. So führt beispielsweise der Brückenschlag, den Bl. zwischen Peitho und den Okeaninen auf dem Umweg über die Theogonie herstellt, zu dem Resultat, diese Macht stehe hier für Gedeihen und Gesundheit – während doch die Namensform nebst der Verbindung mit Aphrodite unschwer den Blick in Richtung einer bezwingenden Po-

tenz leitet.⁵ Hier führt also der von der Theogonie ausgehende Deutungsansatz eindeutig in die Irre, denn er würde erfordern, daß diese Mächte in Pandora jeweils das Gegenteil von sich selbst schaffen. Und auch mit der Deutung Pandoras als „personifizierter Bosheit“ wird man sich nicht unbedingt anfreunden können, weil sie zu eindimensional ist. Wesentlich an dieser Gestalt ist vielmehr die Ambivalenz von verführendem Schein und verderblichem Sein, sie verkörpert den leichteren Weg des Lebens, die Verlockung, es sich leicht und lustvoll zu machen. In dieser Auslegung würde sich dann nicht nur eine ungezwungenere Deutung der ἐλπὶς ergeben, sondern auch der Bogen zu dem parainetischen Anliegen der Erga einfacher spannen lassen als es hier der Fall ist. Denn wenn Hesiod, wie Bl. meint, mit dem mythischen Bild der ἐλπὶς im Pithos beabsichtigte, „jede Möglichkeit auszuschließen, boshafte Pläne könnten ihre Verwirklichung finden“ (S. 194), dann wird man die Notwendigkeit einer Parainese nicht mehr ohne weiteres sehen.

So klärungsbedürftig im einzelnen hier noch manches ist, läßt sich doch sagen, daß der Verf. tiefeschürfende und luzide Interpretationen bietet, die eine Vielzahl von Problemen wesentlich voranbringen dürften. Es handelt sich um ein Werk von hoher Gelehrsamkeit, das – so sehr man die immense Sorgfalt und Materialfülle (nicht zuletzt in der über 150 Seiten umfassenden Bibliographie) anerkennen wird – gleichwohl in manchen Partien „overdone“ ist. Auch der wortreiche und von gönnerhafter Attitüde geprägte Diskussionsstil macht die Lektüre nicht unbedingt zu einem angenehmen Vergnügen. Einigermaßen strapaziös für das philologische Gewissen wirkt sich der ausgiebige Reduktionismus im Textlichen aus – allein in der Prometheuspartie der Theogonie fallen 23 von 110 Versen dem Seziermesser der Athetese zum Opfer. Aber in seinen Thesen ist das Buch anregend und lohnt intensive Auseinandersetzung. Man wird zu prüfen haben, inwieweit die hier vorgelegten Resultate Bestand haben können. Letztlich wird man dabei nur mit vertiefter Methodenreflexion weiterkommen können – denn diese ist der Verf. ausgiebig schuldig geblieben.

Prof. Dr. Georg Rechenauer
Universität Regensburg
Seminar für Klassische Philologie
D-93040 Regensburg
e-mail: georg.rechenauerprofdr@t-online.de

⁵ Mit Gewinn wären hier die Arbeiten von G.M. Pepe, *Studies in Peitho*, Diss. Princeton 1967 und R.G.A. Buxton, *Persuasion in Greek Tragedy. A study of Peitho*, Cambridge 1982, beizuziehen gewesen.